

Marta Kijowska: „Nichts kommt zweimal vor. Wisława Szymborska.“

Die kleinen Wörter mit den starken Flügeln

Von Nico Bleutge

09.07.2023

Zum 100. Geburtstag von Wisława Szymborska erscheint die erste deutschsprachige Biographie über die große Dichterin. Gelegenheit, sich die Welt ihrer Verse anzusehen und mit Szymborska Wörter zu betasten und Schatten zu bewegen.

Fast 30 Jahre lang arbeitete Wisława Szymborska für die berühmte Krakauer Wochenzeitschrift „Literarisches Leben“. Dort gab es auch die Rubrik „Literarische Post“, in der die Dichterin im Wechsel mit einem Kollegen die eingesandten Manuskripte kommentierte und auf die Fragen von Schreibenden einging. In der Wir-Form verfasste sie ihre Anmerkungen, die mal Leseindrücken, mal Empfehlungen glichen, bei aller Höflichkeit aber immer deutlich ausfielen.

„Nicht jeder, der eine sitzende Katze, ein Häuschen mit Rauch am Schornstein und ein Gesicht, das aus einem Kreis, zwei Strichen und zwei Punkten besteht, zeichnen kann, wird zu einem großen Maler werden. Im Moment befinden sich Deine Gedichte (...) noch im Stadium solcher Zeichnungen. Schreib weiter, denk über Dichtung nach, lies Gedichte, aber zieh auch in Betracht, praktisches Wissen zu erwerben, das unabhängig von der Kunst der Musen ist. Die sind, wie man weiß, hysterisch, und auf Hysterikerinnen ist kein Verlass.“

Der kleine Abschnitt lässt sich nicht nur als ironischer Rat an einen jungen Schreibenden lesen, sondern auch als verstecktes Selbstportrait der Dichterin. Wisława Szymborska war zwar Zeit ihres Lebens unwillig, jenseits der Verse über ihre Dichtung nachzudenken, das Lesen aber war ihr eine der wichtigsten Voraussetzungen für das eigene Schreiben. Und

Marta Kijowska

Nichts kommt zweimal vor. Wisława Szymborska. Eine Biographie.

Schöffling & Co., Frankfurt am Main

319 Seiten

28 Euro

das praktische Wissen erwarb sie sich in jedem einzelnen Moment. Sie schätzte die Vielfalt der Dinge um sich herum, das chaotische Gewebe des Alltags, in dem sich womöglich die Erfahrung einer kleinen profanen Epiphanie machen ließ. Und sie liebte Menschen, „jeder Mensch ist für mich eine eigene Welt“, meinte sie einmal, was sie nicht hinderte, es oft bei flüchtigen Bekanntschaften zu belassen und auch guten Freunden gegenüber immer eine gewisse Distanz zu wahren.

Das chaotische Gewebe des Alltags

In ihren Gedichten finden sich Häuschen mit Rauch am Schornstein genauso wie Gesichter aus Strichen und Punkten oder Reflexionen über die Wörter. Eines ihrer bekanntesten Gedichte ist einer Katze gewidmet, die mal sitzt, mal schläft, dann wieder unter Teppiche kriecht und wartet. „Katze in der leeren Wohnung“ entstand nach dem Tod ihres zweiten Lebenspartners, des Schriftstellers Kornel Filipowicz:

„Sterben – das tut man einer Katze nicht an,
Denn was soll die Katze
in einer leeren Wohnung.
An den Wänden hoch,
sich an Möbeln reiben.
Nichts scheint hier verändert,
und doch ist alles anders.
Nichts verstellt, so scheint es,
und doch alles auseinandergeschoben.
An den Abenden brennt die Lampe nicht mehr.

(...)

Hier beginnt etwas nicht
zur gewohnten Zeit.
Etwas findet nicht statt,
wie es sich gehörte.
Jemand war hier und war,
dann aber verschwand er plötzlich
und ist beharrlich nicht da.“

In klaren, einfachen Sätzen faltet Szymborska hier die Situation der verlassenen Katze vor dem Lesepublikum auf. Doch die vermeintlich deutliche Szenerie wird durch Widerspruchsfiguren – „nichts scheint hier verändert, / und doch ist alles anders“ – in einen offenen Raum aus Fragen verwandelt. Und mithilfe kleiner relativierender Einschübe wie „so scheint es“ schreibt Szymborska den Versen eine ganz eigene Denk- und Wahrnehmungsweise ein, die zwischen Skepsis und Möglichkeitssinn hin und her schwingt.

Fern der Hysterie der Musen

Heute hätte Wisława Szymborska ihren 100. Geburtstag gefeiert. Pünktlich zum Festtag hat die Journalistin und Übersetzerin Marta Kijowska der 2012 verstorbenen Dichterin eine erste deutschsprachige Biographie gewidmet. Darin zeichnet sie ein Bild von Szymborska, das von der Absicht getragen wird, kein eindeutiges Bild zu sein. Sie wolle nicht enträtseln, schreibt Kijowska, nicht hinter das Geheimnis des Szymborskaschen Talents kommen, sondern „nur erzählen“ und „ihre einzigartige Aura auf sich wirken lassen“. Unter der Hand entsteht so natürlich doch ein Portrait der Dichterin, eines, das sie fern der Hysterie der Musen zeigt. Es ist ein wenig schade, dass die Biographin sich an überholten psychologischen Vorstellungen wie „Charakter“ oder „Wesen“ orientiert. Aber in der Art, wie sie Szymborska beschreibt, scheint zugleich ein anderes Verständnis auf, das weniger der Idee einer unveränderlichen Persönlichkeit folgt als Bewegungen des Wahrnehmens und Denkens. Was anfangs etwas schematisch die „Dualität von Szymborskas Natur“ genannt wird, meint tatsächlich eine dichte Mischung aus Humor und Ernsthaftigkeit, melancholischen und depressiven, dann wieder exzentrischen, witzigen, sprachverliebten Strömungen:

„Sie wirkte einerseits schüchtern, zurückhaltend, in sich gekehrt, andererseits lauerte in ihren dunklen, intelligenten Augen und in den Winkeln ihrer schmalen Lippen ständig ein verschmitztes Lächeln. Ihre Freunde behaupteten, sie habe einen ungewöhnlich guten Blick für die Situationskomik, ja sie sammle geradezu komische Situationen, die sie genüsslich in ihren Gedichten und Feuilletons ausschlechte oder zumindest in eine effektvolle Anekdote umwandle.“

Wie erzählt man von einem Menschen mit solch komplizierten inneren Bewegungen? Kijowska versucht es nicht eindimensional, sondern verwendet ganz unterschiedliche Materialien, die sie in ihre Kapitel einspeist, Stimmen anderer Dichtender etwa,

Briefwechsel, Biographien zu Szymborska, die bereits in Polen erschienen sind, ein Buch ihres ehemaligen Sekretärs Michal Rusinek und natürlich Szymborskas Gedichte und ihre Rede zur Verleihung des Literatur-Nobelpreises, die sie 1996 in Stockholm hielt.

Nicht enträtseln wollen

Dabei bedient sich die Biographin einer Erzählstrategie, die ebenfalls von einer „Dualität“ geprägt ist. Einerseits bettet sie Szymborskas Lebens- und Schreibgeschichte in die historischen Zusammenhänge ein. Andererseits greift sie gerade im zweiten Teil der Biographie vermehrt selbst zu Anekdoten, erzählt von Szymborskas Liebe zu Limericks und Kitsch oder wie sie nach der Bekanntgabe der Nobelpreisentscheidung in ihrem Hotel in Zakopane, wo sie sich zur Erholung aufhielt, in Panik geriet:

„Schon nach einer Stunde wurde ihr Zimmer, in dem es weder ein Telefon noch ein Bad gab, von einer Schar Journalisten belagert. (...) Sie hatte sich, zusammen mit einer Freundin, in diesem Zimmer eingeschlossen, trank zur Beruhigung Cognac und traute sich nicht vor die Tür.“

Als Wisława Szymborska 1923 in Bnin bei Posen geboren wurde, das heute zu der kleinen Stadt Kórnik gehört, war ihr Vater Gutsverwalter eines Grafen. Szymborskas Mutter Anna Rottermund, deren Familie aus Krakau kam, hatte den fast 20 Jahre älteren Wincenty Szymborski 1915 in Zakopane kennengelernt. Kein Wunder, dass der Bergort für die Tochter eine große Bedeutung gewinnen sollte und sie als Erwachsene nicht nur aus gesundheitlichen Gründen jeden Herbst für mehrere Wochen dorthin fuhr.

Cognac zum Nobelpreis

Nach der Ausrufung der unabhängigen Zweiten Polnischen Republik am Ende des Ersten Weltkrieges war die politische Situation in Polen unruhig. Die Eltern, Wisława und ihre ältere Schwester Nawoja zogen mehrfach um. Allerdings starb der Vater, der mit seinem Humor und seiner Erzähllust immer wichtig für seine Tochter war, sehr früh. Wisława, gerade 13 Jahre alt, verlor den Leuchtturm ihres damaligen Lebens, wie sie es einmal nannte. Da ihre Mutter keine eigenen Einkünfte hatte und die Rente ihres verstorbenen Mannes vorerst ausblieb, waren sie und ihre Töchter eine Zeit lang nahezu mittellos. Wie tief sich diese Lebensphase in Szymborskas Denken eingepägt hat, ja dass sie womöglich einer der

wichtigsten Auslöser für ihre skeptische Grundhaltung war, hat sie oft betont. Die frühe Kindheitswelt rund um Kórnik blieb ihr gleichwohl immer im Gedächtnis:

„Hier finde ich Landschaften, die zu meinen ersten Erinnerungen gehören. Ich habe seitdem viele andere gesehen, die mir viel malerischer und attraktiver erschienen. Doch was bedeutet das schon? Hier waren – und sind immer noch, nur kleiner – mein erster See, mein erster Wald, meine erste Wiese, meine ersten Wolken. Das sind Dinge, die man sehr sorgfältig im Gedächtnis aufbewahrt und wie ein großes, beglückendes Geheimnis hütet.“

Anders als Szymborska in ihren Erinnerungen geht Marta Kijowska in ihrem Buch grundsätzlich chronologisch vor. In meist kurzen, präzisen Sätzen bindet sie ganz unaufdringlich Szymborskas Entwicklung ins zeitgeschichtliche Umfeld ein, vor allem in die politischen Veränderungen in Polen ab Mitte der 30er Jahre. Den deutschen Angriff auf das Land und die folgende Schreckensherrschaft des Nazi-Regimes zeigt sie anhand von Szymborskas Lebensstadt Krakau auf. Später skizziert sie die kommunistische Zeit mit den verschiedenen Tauwetter- und Verhärtungsphasen. Und macht klar, wie sich Szymborska von einer Verfechterin des Kommunismus zu einer oppositionellen Stimme wandelte. Sie war nicht nur entfremdet von den Vorstellungen des Kommunismus, sondern auch entsetzt über die erneute antisemitische Hetze in Polen gegen Ende der 60er Jahre. Von da an lehnte sie jede Ideologie ab. Dass es ausgerechnet eine Gruppe von Dichtenden war, die in Krakau zu den wichtigsten Vertretern der Opposition gehörte, tat ein Übriges. Nicht zuletzt lernte sie während dieser Zeit Kornel Filipowicz kennen, der im Gegensatz zu ihrem ersten Mann Adam Włodek nichts mit dem Kommunismus anfangen konnte.

Die frühe Kindheitswelt

Die Kapitel über Szymborska und Filipowicz gehören zu den stärksten dieser Biographie. Hier entfaltet Marta Kijowska auch ihre ganze anekdotische Kraft, etwa wenn sie Briefstellen der beiden Liebenden arrangiert und zu einem Katalog von Fragen auflistet. „Wie viele Gattungen Wodka hast Du zu Hause?“, heißt es da etwa. Oder: „Warum gibt es in ganz Zakopane niemanden, der Dir ähnlich sieht?“ Noch anregender sind nur jene Passagen, in denen Kijowska Szymborskas Schreibprozess zu skizzieren versucht und sich dabei auf die Erinnerungen von deren Sekretär beruft:

„Sie hatte Respekt vor dem Papier, sie verschwendete kein einziges Stück. Außerdem mochte sie Kartonpapier jeder Art, zum Beispiel von den Strumpfhosenverpackungen. Sie

machte sich darauf Notizen in ihrer winzigen Schrift, eigentlich nur für sie selbst leserlich. Sie waren ohnehin für niemanden zugänglich, denn wenn ein Gedicht fertig geschrieben und getippt war, riss sie diese Notizen sorgfältig in winzige Stücke und warf sie in den Müll.“

Die anekdotische Kraft der Biographin

In den fertigen Gedichten ist von diesen Notizen nichts spürbar. Eher hat man beim Lesen den Eindruck, die Verse müssten so und nicht anders sein. Ähnlich hat es Szymborska in ihren wenigen poetologischen Einlassungen beschrieben, die Kijowska paraphrasiert:

„Sie brauche dazu nur die Dämmerung und die Ecke ihrer Couch, in die sie sich mit angewinkelten Beinen kuscheln könne. Ein Gedicht müsse vollständig in ihrem Kopf existieren, bevor es aufgeschrieben werde. Erst wenn jedes Wort, jedes Komma sitze, mache sie das Licht an und greife zu einem Blatt Papier.“

Freilich wirken diese Selbstaussagen ebenso durchgeformt wie die Gedichte und leben zudem von einer gehörigen Portion Understatement. Und Szymborska konnte ihre Stoßrichtung jederzeit ändern. In ihrer Nobelpreisrede zum Beispiel rückte sie wieder das Versuchshafte in der Arbeit der Dichtenden in den Vordergrund:

„Da sitzt jemand am Tisch oder liegt auf einem Sofa, starrt unablässig an die Wand oder die Decke, schreibt von Zeit zu Zeit sieben Zeilen, von denen er nach einer Viertelstunde eine streicht, und wieder vergeht eine Stunde, und es geschieht nichts ... Welcher Zuschauer hielte es aus, dem zuzusehen?“

Ein einheitliches Bild ihres Schreibens ergibt sich so nicht. Zum Glück, möchte man sagen. Denn die Widersprüchlichkeit und die Arbeit mit Paradoxien gehören wesentlich zu diesem Schreiben dazu. Kijowska betont vor allem die Rolle der Inspiration und das Staunen, das bei Szymborska am Anfang jedes Gedichts stand. Die Symbiose dieser beiden Momente hielt ihr Denken in Bewegung. Sobald ein Problem gelöst sei, meinte Szymborska einmal, stelle sich ein Schwarm neuer Fragen ein. Inspiration, was immer sie auch sei, entstehe aus einem fortwährenden „Ich weiß nicht.“ Diese drei kleinen Wörter seien ihr sehr vertraut und kostbar, „zwar klein, aber mit starken Flügeln“, wie sie schreibt. Sie würden das Leben weiter und weiter machen, sowohl nach innen als auch nach außen. Oder in den Worten der Biographin:

„Die Überzeugung, dass die Vieldimensionalität der Welt unerschöpflich und jedes noch so kleine Detail wichtig sei, ist gewiss einer ihrer wichtigsten schöpferischen Impulse.“

Kein einheitliches Bild von Szymborskas Schreiben

Marta Kijowska zeigt sehr schön, wie sich diese Liebe zum Detail bei Szymborska entwickelte. Ebenso, wie sich die schöpferischen Impulse veränderten, weg von einer Orientierung am sozialistischen Realismus, dem Szymborska während ihrer kommunistischen Zeit anhing, hin zu einer in jedem Sinne freien Schreibvorstellung.

Was jedoch in Kijowskas Buch bei allem Gespür für die Ideen und die Entwicklung des Schreibens ein wenig fehlt, ist ein genauerer Blick auf die Struktur von Szymborskas Versen. Denn die Betonung der Wörter und das Spiel mit Gegensätzen wandern nicht nur als Stoff in viele Gedichte ein, sondern bestimmen auch ihre Form. Sei es, dass Szymborska den titelgebenden Satz „Manche möge Poesie“ in einem Gedicht Wort für Wort, Strophe für Strophe in seine Einzelteile zerlegt. Sei es, dass sie ein kurzes Gedicht gleich „Die drei seltsamsten Wörter“ nennt:

„Sage ich das Wort Zukunft,
ist seine erste Silbe bereits Vergangenheit.

Sage ich das Wort Stille,
vernichte ich sie.

Sage ich das Wort Nichts,
schaffe ich etwas, das in keinem Nichtsein Raum hat.“

Wie nebenbei lässt Szymborska hier aufscheinen, dass den Bedeutungen der Wörter ihr Gegenteil immer schon eingeschrieben ist. Und was passiert, wenn die Wörter in den Raum des Sprechens eintreten. Oder in die vermeintliche Wirklichkeit übersetzt werden, womöglich gleich selbst in diese Wirklichkeit über-setzen. Ganz einfache Strophen, die Welten auffalten. Ein paar Wiederholungen und gleicher Satzbau genügen.

Die Vorstellung, die Wörter könnten sich genau mit den Erscheinungen decken, blieb ihr zeitlebens fremd. In ihren Versen versucht sie, die Begriffe wieder flüssig zu machen, Ordnungsmuster auszuhebeln, manchmal lässt sie auch gar keine festen Grenzen zu. Die Sätze sind zu jedem Richtungswechsel bereit. Als blicke man durch ein Mikroskop, kann sich plötzlich eine Welt unbekannter Wesen auftun. In ihrer Sphäre sind die vertrauten

Einteilungen nicht mehr gültig: „Ein Staubkorn im Wind ist bei ihnen ein Meteor / tief aus dem Kosmos“, heißt es in einem der späten Gedichte.

Einfache Strophen, die Welten auffalten

Szyborska verwendet Listen und Definitionen, schleust fremde Behauptungen und Zitate in ihre Verse ein. Mit ihrer feinen Ironie umkreist sie die Dinge immerfort. Und sie setzt auf die kleinen Wörter mit ihren starken Flügeln, „manchmal“ gehört dazu, „zumindest“, oder „obwohl“. So kann sie die Thesen und Sätze über die Welt schnell ein bisschen drehen. Das vermeintlich Feste versteht sie in ihren Gedichten so auszuhebeln, dass plötzlich nichts mehr sicher scheint und die Sprache wieder zu flimmern beginnt. Alle, die ihre Verse ins Deutsche übersetzt haben, Karl Dedecius vor allem und Renate Schmidgall, können ein Lied davon singen, wie schwierig es ist, hierfür Entsprechungen oder Varianten zu finden

„Eigentlich“, schreibt Szyborska am Ende ihre Bandes „Der Augenblick“, des ersten nach der Verleihung des Nobelpreises, „eigentlich könnte jedes Gedicht / den Titel ‚Augenblick‘ tragen“,

„Es genügt eine Phrase
im Präsens,
im Perfekt oder gar Futur;
es genügt, dass was auch immer
von Worten getragen
raschelt, aufblitzt,
vorbeifliegt, vorüberzieht
oder auch die vermeintliche
Unveränderlichkeit bewahrt,
aber mit beweglichem Schatten“

Und dann dreht sie die Gedanken und Bilder so lange, bis von der Idee des Augenblicks nicht mehr übrig bleibt als ein Doppelpunkt. Als Wisława Szyborska 2012 nach einer längeren Lungenkrankheit starb, war es ein bisschen wie in ihrem Gedicht von der Katze: „Nichts scheint hier verändert, / und doch ist alles anders.“ Ihre Gedichte werden in Polen bis heute gelesen. Und wenn man dort jemanden mit einem Szyborska-Band im Bus oder auf einer Parkbank beobachtet, meint man zu spüren, wie irgend etwas raschelt und aufblitzt, wundersam vorbeifliegt und vorüberzieht.